

# Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Hassel, No. 198 Main Str., zwischen der 9ten und 10ten StraÙe.

2. Jahrgang.

Richmond, W., Sonnabend, den 9. Juni 1855.

No. 2.

The German "RICHMOND ADVERTISER",  
B. HASSEL, Editor and Proprietor,  
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,  
payable in advance. Terms for Advertisements  
reasonable.  
OFFICE: 198 MAIN STREET.

## Widmung.

Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den resp. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang der ersten Nummer entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Letter Box 675) gefälligst einzusenden. — Briefe und Mittheilungen werden frankirt erbeten.

Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden einen Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts. und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$2.00, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnismäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingebracht werden.

## Aus den Bergen.

Von Georg Herwegh.

Jeder Mensch hat seinen Stern,  
Jeder Hofrath seinen,  
Jeder Pudel seinen Kern:  
Laßt auch mir den meinen!  
Ward mir selber nicht zu Theil  
Dah ich euch ergebe,  
Aber denkt: ich bin ein Keil,  
Weil ihr grobe Klöße.

Ja — ich habe kein Gemüth  
Für der Mägdelein Wangen,  
Für die Blümchen, die verblüht,  
Ob sie aufgehen;  
Ja, ich bin ein schlechter Held  
Wider Tüth und Franten,  
Mache selbst um jene Welt  
Mir nicht viel Gedanken.

Ich gehöre zum Verband  
Aller großen Thoren,  
Heil, wenn unser Vaterland  
Den Verband verlor!  
Wenn's einmal, ein Löwe noch,  
Seine Mähne schüttelt,  
Und am allgewohnten Joch  
Der Whistler rüttelt!

Alle Herzen, stolz und heiß,  
Müssen dort verbluten;  
Darum in dieß Oestereichs  
Füchtl' ich meine Glut:  
Droben an des Gießbachs Strand,  
An des Silberhellen,  
Jauch' ich, daß im flachen Land  
Euch die Ohren gellen.

Was ihr nur mit Schmach und Tod  
Wisset zu befehlen,  
Trunken vor dem Morgenroth  
Darf ich's jeds reden,  
Nufen in den gold'nen Tag  
Tief aus Her und Kehle:  
Raum, ihr Herrn, dem Fiskel'schlag  
Einer freien Seele!

Wo mit ungedämter Luft  
Ob den letzten Hüften  
Dürre Helben aus der Brust  
Ew'ge Ströme schütten;  
Wo in ungeheiltem Lauf  
Noch die Wasser tosen,  
Lab' ich meine Waaren auf:  
Wilde, wilde Rosen!

Habt da draußen manchen Tropf,  
Der mag vor euch jagen;  
Ich will trotzigen meinen Kopf,  
Wie die Berge, tragen,  
O, wie winzig dünken mich  
Eure Sieben-Sachen!  
Wer die Witze unter sich,  
Kann auch eurer lachen.

## Eine Nacht in den Sümpfen, oder ein Abenteuer in Peru.

Von F. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Auf Beistand durfte ich mir keine oder doch nur geringe Hoffnung machen. Mitten in der Wildniß des Urwalds, auf allen Seiten von Sümpfen umgeben — wer sollte mich da finden, wer kommen, mir seine rettende Hand zu bieten? Es wäre wirklich eine Thorheit gewesen, darauf zu rechnen! Und doch rechnete ich darauf, doch klammerte ich mich an diese letzte Hoffnung, wie der Ertrinkende an einen Strohball, obgleich meine Vernunft mir sagte, daß diese Hoffnung eine thörichte, eine wahnsinnige, eine gar nicht zu erfüllende sei! Ich glaube, jeder Andre an meiner Stelle hätte es wohl auch gethan.

Mittlerweile verrann Viertelstunde an Viertelstunde, und das allmächtige, aber mit tödtlicher Sicherheit folgende Höhersteigen des Schlammes belehrte mich, daß meine schreckliche Berechnung richtig sei, aufs Haar richtig, als ob ich sie nicht in meiner entscheidenden Lage, sondern in größter Sicherheit, etwa auf meinem Stubzimmer gemacht hätte. Um fünf Uhr Nachmittags war ich bis über die Kniee in den Sumpf eingesunken und es fehlten nur noch acht Zoll, so war der Rücken meines Maultiers darin begraben. Der Schlamm rückte langsam, aber mit einer Stetigkeit vor, wie der Zeiger einer

Uhr auf dem Zifferblatte. Hierüber konnte keine Täuschung von meiner Seite stattfinden.

Gewiß war meine Lage an und für sich schon schrecklich genug — aber sie wurde noch schrecklicher gemacht durch Schaaren von Muskitos und anderen Stacheln, welche mich, da ich hilflos ihren Stichen preisgegeben war, wüthend umschwärmten, mich peinigten, mir tropfenweise das Blut auszogen. Ich wußte mich nicht anders gegen sie zu schützen, als dadurch, daß ich mein seidenes Taschentuch über den Kopf zog und die Enden um meinen Hals zusammenknüpfte. Das half etwas, aber nicht viel, denn selbst durch das Tuch hindurch wußten diese blutdürstigen, kleinen Bestien ihren Weg zu finden, und verfesten mich dadurch in einen Zustand, der wirklich an Maserei grenzte, bis sie mich so verflochten und ausgezogen hatten, daß allmählig ihre heftigen Angriffe nachließen.

Es ging stark auf sechs Uhr. Mein Hektor hatte bisher treu bei mir ausgehalten und mir durch sein Winseln und Heulen seine Theilnahme gezeigt. Jetzt aber verstummte er, stellte ein Paar Mal laut auf und rannte dann mit Windekeile davon. Traurig sah ich ihm nach. Mit ihm verließ mich mein letzter Freund, das letzte Wesen, das Mitleid mit mir hatte. Und warum verließ er mich? um vielleicht einem armseligen Thiere nachzujagen, daß er gesehen oder mit der Nase aufgespürt hatte. Lauf hin! dachte ich. Den Unglücklichen verläßt Alles, und du hast lange genug bei mir ausgeharrt, so daß ich dich nicht schelten will! Tausend andere Hunde hätten mich wohl schon früher verlassen! Fühlte mich aber doch, obgleich es eben nur ein Hund war, der mich verließ, ganz unsäglich traurig! Muß Euch sagen — laßt darüber, wenn Ihr wollt — weinte dem Hunde eine Thräne nach, eine bittere Thräne, die mir heiß und brennend aus dem Herzen herauf quoll! War der Hund doch noch ein süßredendes, theilnehmendes Geschöpf gewesen, war mir wirklich ein Trost gewesen in meiner traurigen, einsamen, fürchterlichen Lage — und war nun fort, sah ihn wohl nie wieder, nie, so wenig, wie den neuen Morgen, welcher nach zwölf Stunden anbrechen mußte. Zwölf Stunden! Nach zwölf Stunden lag ich längst unter dem schwarzen Moore, unter dem zähen, niedrigen Schlamme, und kein Mensch wußte, wo ich einsam und verzweifelt ein schreckliches Grab gefunden hatte.

Nun war es sechs Uhr vorbei, und immer näher, immer drohender rückte der Tod an mich heran — und welch ein ekelhafter, abscheulicher Tod! In der Schlacht sterben, kämpfend für ein großes Ziel, einen großen Gedanken, das ist leicht — auf dem Bett sterben, umgeben von liebevollen, zärtlich-traurigen Gesichtern, das drückt mich so schwer nicht — aber sterben in der Wildniß, Zell um Zoll absterben, fern von Allem, was man liebt, spurlos aus dem Dasein entschwinden, der letzte wilde Todessehrei angehört in der Ede verhallend — das ist entsetzlich! Und dieses Entsetzliche stand mir bevor — ich konnte ihm nicht enttrinnen — ich mußte mich widerstandslos ihm preisgeben!

Freunde, der Himmel verhüte, daß Ihr jemals in eine solche Lage gerathet! Kann Euch sagen, war schrecklich, qualvoll, herzzerreißend, unsäglich fürchterlich diese Lage! Weinte, schrie, brüllte vor Angst und Verzweiflung — und war dann wieder so still, so todtenstill, daß ich kaum athmete! Wurde von Schrecken und tödtlicher Qual hin und her geschleudert, gepöbele, gefoltert, rein zum Wahnsinn getrieben! Weinte und betete durch einander — und sank dabei immer tiefer, immer, immer tiefer in den Morast, und wußte auch gar kein Mittel, meine Todesstunde nur um eine einzige armselige, kurze Minute hinaus zu schieben! Kann Euch versichern, war schrecklich, das!

Nun ging die Sonne unter — eine kurze Dämmerung trat ein — es ward Nacht. Aber schon nach einer Viertelstunde stieg der Mond auf über die Wälder, und sein klares, schönes Licht verbreitete beinahe Tageshelle. Hatte ich gestern Abend mit Entzücken betrachtet, hatte geschwelgt in dem Anblicke einer tropischen Monatsnacht — hätte heute Millionen dahin gegeben, die köstliche Tropennacht mit einer kalten Herbstnacht in der Lineburger Halde zu vertauschen. Hatte keine Empfindung mehr für die Schönheit der Tropen, empfindend nur noch die grausame Qual meiner hoffnungslosen, entsetzlichen Lage.

Im Walde regte es sich, das Gebrülle wilder Thiere mischte sich in das Begehne der verfolgten oder ergriffenen Beute; das Wellen des hungrigen Biestrasches wechselte mit dem kläglichen Geschrei des unbehilflichen Faulthiers, das gelle Schreien der Eule mit dem freischendenden Rufe des Aburri-Huhnes, und von dem Moore her, nah und fern, tönte erschreckend das jämmerliche Winseln der scheußlichen Caimans in mein Ohr. In der Luft schwirrte und rauschte es von allerlei Vögel; große, blutfaugende Fledermäuse umflatterten mich — ich mußte sie mit der Hand zur Seite schlagen, ich zermalmte sie mit den Händen und schleuderte sie weit von mir. Jetzt ein Winseln kaum zehn Schritt von mir — ich blicke auf — eine dunkle Masse wälzt sich gegen mich heran — ich sehe, es ist ein Caiman, der nach meinem

Blute lechzt. Ein wilder, entschlossener, tödtlicher Grimm erfüllte mich — die Bestie trachtete nach meinem Leben, dem Leben, das ohnehin schon dem nahen Tode verfallen war! Wie mich das wüthend machte, daß ich nicht einmal unbelästigt sterben, daß ich mich auch von den Zähnen einer wilden Bestie zerfleischen, zermalmen lassen sollte! Komm heran! dachte ich — du sollst sehen, daß ich mein Leben theurer verkaufe, als du meinst! Und heran kroch das Ungeheum, das ekelhafte, scheußliche Geschöpf riß weit seinen Rachen auf — aber jetzt krachte auch mein Schuß — die Kinnlade des Thieres sank schlaff nieder und sein mächtiger Leib wälzte sich in kramphastigen Zuckungen auf dem Moore, bis dieses sich öffnete und das todt Ungeheum verschlang. — Mein Grimm war gesättigt und in wilder Siegesfreude lachte ich laut auf. Ich lud von Neuem meine Büchse, und schoß mit ihr und meinen Pistolen auf jeden Gegenstand, der sich mir zu nahen wagte. Bald merkte ich, daß ich dadurch die Bestien von mir entfernt hielt. — Von ihnen hatte ich nichts mehr zu fürchten — desto mehr aber von dem Sumpfe, der ein Stückchen Leib nach dem anderen von mir und meinem Maultier verschlang. Der Augenblick unseres Todes rückte näher — noch drei oder vier Stunden und Alles war vorbei.

Welche Stunden! O Gott! (Schluß folgt.)

## Der Telegraph nach Europa

wird bald keine Chimäre mehr sein. Angesichts des vollkommen gelungenen Versuches, einen 300 Meilen langen Draht von der Krinn bis nach Barna zu legen, erscheint jetzt der Gedanke an einen atlantischen Telegraph weniger abentheuerlich, weniger unausführbar, als vor einem Jahrzehnt der einer Verbindung Englands mit Frankreich vermittelt eines unterseeischen Telegraphendrahtes von Dover nach Calais. Wenn derselbe über Schottland, die Orkney- und Faröer-Inseln, Island u. Grönland gelegt wird, so braucht der Draht von Station zu Station nirgends mehr als fünfhundert Meilen Länge zu haben, und da man im Schwarzen Meere einen 300 Meilen langen mit geringerer Mühe gelegt hat, als vor vier Jahren durch den englischen Kanal, wird man sich vor den übrigen 200 Meilen auch nicht fürchten.

Eine Actiengesellschaft zur Ausführung des Projectes hat sich bereits gebildet und die einleitenden Schritte gethan. Sie hat von der Regierung der Provinz Neufundland ein Privilegium auf 50 Jahre zur Anlegung eines Telegraphen über die Insel und durch die angrenzenden Gewässer so wie der dazu gebührenden Dependenz (Labrador) erhalten. Die Regierung verwendet 5000 Pfd. Sterl. auf einen Saumpfad quer über die Insel, dem entlang der Draht gezogen werden soll, garantirt die Inseln auf ein Kapital von 50,000 Pfd. auf 20 Jahre, giebt der Compagnie fünf Quadrat-Meilen Land, wenn der Telegraph bis St. Johns vollendet und noch weitere 50, wenn er durch den atlantischen Ocean geführt ist.

Auch von der Provinz Prinz Edwards Island hat die Gesellschaft ein ähnliches Privilegium erhalten; ein von Neubraunschweig früher ertheiltes ist käuflich erworben und von Canada gleichfalls eine Concession erlangt. Professor Morse ist mit der Compagnie in Verbindung getreten und stellt ihr den Gebrauch aller seiner Patente zur Verfügung. Die Constatuirung der Gesellschaft fand im Mai vorigen Jahres statt. Peter Cooper ist ihr Präsident, Moses Taylor Schatzmeister; mit ihnen zusammen bilden Marshal Roberts, Cyrus Field und Chandler White das Direktorium. Professor Morse ist Betriebsdirektor. Nach Erwirkung des Privilegiums von Neufundland schickte die Compagnie einen Dämpfer mit dem nöthigen Personal an Ingenieuren, Feldmessern etc. dahin und hat seitdem 500 Arbeiter mit Aushauung eines Weges quer über die Insel beschäftigt. Im Januar schloß sie einen Contract mit der in England gebildeten transatlantischen Telegraphencompagnie, wonach die letztere sich verpflichtet, auf ihre Kosten und Gefahr einen unterseeischen Telegraphendraht von England nach St. Johns (Neufundland) zu legen und zwar spätestens bis zum 22. Januar 1855.

Unterdessen wird an dem 74 Meilen langen Telegraphendrahte gearbeitet, der Neufundland mit Cape Breton verbinden soll, und man erwartet zuversichtlich, daß die Verbindung noch im Laufe dieses Sommers zu Stande kommen wird. Dann würde New York mit St. Johns auf Neufundland in direkter telegraphischer Verbindung stehen, und da letzteres um zwei Tagfahrten näher an Europa ist, als Halifax, so können dann die europäischen Nachrichten, da die Cunard-Dampfschiffe bei St. Johns anlegen werden, binnen 7 Tagen nach New York gelangen.

In drei Jahren aber werden sie nicht einmal eben so viele Stunden in Gebrauch, und sogar der Sonne den Vorsprung abgewinnen. Rechnet man, daß zur Beförderung einer telegraphischen Depesche von London nach New York zwei bis drei Stunden gehören würden, so kann man hier dann die Ereignisse um ein i g e

Stunden früher lesen, als sie in Europa passiren. Denn wenn es in London Mittags zwölf Uhr ist, haben wir hier erst sechs Uhr Morgens. Gält also die Königin von England um Mittag ihre Thronrede, so lesen wir sie hier schon um 9 Uhr zum Lunch. Das ist nun freilich keine Hererei, sondern bloß Geschwindigkeit, doch hätten wir vor 100 Jahren Niemanden raten wollen, an ein solches Geschwindigkeitsstückchen zu denken, denn er hätte leicht auf den Scheiterhaufen kommen können und sich noch glücklich schätzen müssen, wenn er, wie der Erfinder der Dampfmaschine, Salomon de Caus, im Irrenhause gestorben wäre. (R. V. Abb.)

(Correspondenz des Anzeigers des Westens.)

Paris, 10. Mai 1855.

## Der Prozeß Pianori's.

(Attentat gegen das Leben Louis Napoleons.)

Die Verhandlungen fanden vor dem Assisenhofe des Seine-Tribunals statt. Lange vor 10 Uhr Morgens war der Saal überfüllt. Der Theil des Saales, welcher für das Publikum bestimmt ist, war bloß mit Polizisten gefüllt. Keine Damen, Niemand, der nicht zur Polizei gehörte, mit Ausnahme der Stenographen, wurde zugelassen.

Nach zehn Uhr trat der Angeklagte ein, begleitet von sechs Gensdarmen. Pianori ist ein Mann von Mittelgröße, braunem Teint, vollem schwarzen Barte, entwickelter hoher Stirn und römischen Gesichtszügen, voll Adel, Energie und Intelligenz. Er erscheint ruhig, blüht mit gehobenem Kopfe rund herum, und wendet den Kopf weg, als er die Galgenphysiognomien der Polizisten auf der Publikumstribüne erblickt. Er trägt einen eleganten braunen Paletot, Pistolen und seine weiße Wäsche.

Die üblichen Fragen werden an Pianori gestellt. Er heißt Giovanni Pianori, ist 28 Jahre alt, ehemaliger Student, später Schuhmacher, aus Faenza, in den römischen Staaten, gebürtig etc.

Der Greffier liest den Anklageakt.

Pianori reumirte denselben.

Pianori nahm im Jahre 1849 als freiwilliger Soldat in der Revolutionsarmee unter Garibaldi Dienste. Nach dem Falle Roms mußte er flüchten und ging nach Piemont. Er blieb daselbst bis zum Jahre 1853. Von da ging er nach Marseille, wo er unter dem Namen Liverani arbeitete. Von da begab er sich in mehrere französische Städte und endlich nach Paris.

Nach dem Aufenthalte einiger Monate verließ er plötzlich Paris und begab sich nach London, wo er drei Monate verblieb. Er giebt keinen Grund für seine Abreise an. Er behauptet, in London wöchentlich dreißig Franken erspart zu haben, und doch fand man bei ihm eine Summe von 300 Frs. Es ist unmöglich, daß er diese erspart haben kann.

Wie aus den Zeugenaussagen des Meisters, bei dem er arbeitete, hervorgeht, arbeitete Pianori bei seiner Zurückkunft nach Paris wenig mehr. Eine Witwe, bei welcher er wohnte, bezeugt ebenfalls, daß er seit seiner Rückkehr von London nicht arbeitete, sondern als ein Mann erschien, der mit einem Projekte beschäftigt war, welches alle seine Gedanken absorbirte.

Welche Mittel der Existenz hatte er? Seine Hände waren nicht rauh von der Arbeit; er trug kostbare Pistolen, die er sich nicht selbst gemacht, und Kleider, die kein Schuhmacher besitzt.

Soldat der Infanterie von 1849 ist Pianori seiner Fahne treu geblieben, und man fand im Jahre 1855 das, was er sechs Jahre vorher gewesen, ein exaltirter Verschwörer, einen Mann, der den Mord zur Hilfe seiner verabscheuungswürdigen politischen Doctrine rief. Es ist ein Monat, daß er London verließ, London, diesen Mittelpunkt der kühnsten Agitatoren, dieser Männer, welche die Wuth der Niederlage bis zum Wahnsinn treibt.

Es ist in Mitte der Flüchtlinge in London, daß Pianori, selbst Flüchtling, mehrere Monate verlebte.

In London kaufte er für 150 Franken zwei Pistolen und giebt an, die andern zwei bei ihm gefundenen Pistolen geschenkt erhalten zu haben.

Er verließ London und kam am 26. März nach Paris. Er arbeitete nicht und kaufte sich Luxuskleider, einen Dolch etc.

Am 28. April verließ Pianori seine Wohnung vollständig bewaffnet: vier Pistolen, einen Dolch und ein Rasiermesser. Unter seinen Kleidern versteckt, trug er eine Mäse, um seine Flucht leichter bewerkstelligen zu können.

Man weiß, was geschah. Er schoß zweimal nach dem Kaiser, ohne ihn zu treffen. Die Polizeigenoten bemächtigten sich seiner, als er gerade den dritten Schuß abfeuern wollte und überlieferten ihn den Händen der Justiz.

Pianori läugnet nicht sein Verbrechen. Er sagt, daß er den Kaiser erschießen wollte, weil dieser sein Land erwürgte.